



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 46.

Sonntag, den 18. November 1917.

(Erscheint wöchentlich.)

Worin besteht das Glück?

Von Leo Löffler.

Deutsch von Marie Behrmann.

(Nachdruck verboten.)

„Sie wollen erfahren, worin das Glück besteht?“ begann Löffler ernst lächelnd eine Unterhaltung mit einem ausländischen Gast. All die mannigfaltigen Deutungen von unentbehrlichem Glück für jeden einzelnen gründen sich lediglich auf Liebe und Kenntnis der Welt. Alle verlieren dieshalb Haus, Hof, Vater, Bruder, Weib und Kind; sie wendet sich von der Wahrheit weg und eilen in die Städte, in den Gärten, das dort das Glück sei. Wollen Sie das Leben in der Stadt nach dem Maße des als Glück betrachteten Begriffes, und Sie werden sehen, daß dieses Leben vom Glück weit entfernt ist.

Wenn Sie meine Meinung durchaus hören wollen, welche Bedingungen zum Erdenglück erforderlich sind, so sage ich Ihnen, daß ohne Sornetigkeit, ohne ein Band des Menschen mit der Natur das Glück nicht denkbar ist. Das Leben außerhalb der Stadt, unter freiem Himmel, in frischer Luft, auf dem Lande — das ist die erste Bedingung zum Erdenglück.

Sehen Sie, selbst die Poesie vermag das Glück nicht anders als in einem idyllischen Artidien, im Schoße der Natur und fern von den Städten zu malen! Sehen Sie nur, was die Menschen in der Stadt neuzeitlich sind. Sie können nur Dinge, welche von Menschenhänden gefertigt und in ein künstliches Licht gesetzt werden, sie hören die Worte der Maschinen und das Rollen der Equipagen, sie atmen Spiritusgeruch und Tabakrauch, sie essen oft was nicht frisch, sondern überdünstet ist. Nichts gewährt ihnen eine Verbindung mit der Erde, mit den Pflanzen und Tieren. Das ist doch geradezu ein Leben von Gefangenen!

Die Stadt ist nicht, wie man annimmt, die Folge der Entwicklung von Familie und Gemeinde, sondern vielmehr von den Nissen der Ererbung. Man sagt, die Zivilisation entspringt sich, Maschinen werden in Bewegung gesetzt und alle werden glücklich! — Sowohl untere als die frühere Zivilisation wird ihr Ende erreichen und untergehen, weil sie nichts anderes ist als die Anknüpfung wilder Instinkte der Menschheit. War die ägyptische, babylonische, assyrische, hebräische, griechische und römische Zivilisation keine solche? Alle gingen sie unter, und den Weg wird auch unsere Zivilisation gehen, weil sie nicht zum Glück führen kann.

Nicht die Stadt allein ist das Hindernis dafür, sondern auch die Art der Arbeit. Arbeit ist zum Glück notwendig, aber die freie, verlässliche, geliebte, persönliche Arbeit, und nicht die das Gehirn entzweihende. Nach dem Lauf und der Länge der Arbeit werden die Leute Beiräte, sitzen in den Rängen, erhalten Gehalt... Lieben sie aber ihre Arbeit und betrieblig sie? Nein! Die Langeweile überkommt sie, und die Arbeit wird ihnen unerträglich. Ich möchte wetten, daß nicht ein einziger mit seiner Arbeit zufrieden ist.

Und man fragen Sie den pflichtigen Bauer, ob er zufrieden ist? Ach, wie zufrieden und mit welcher liebevollem Blick er auf seine klagenden Erbküthen blickt!

Nach einer Bedingung zum Glück ist — die Familie! Diese ist aber nicht vorhanden, wo der weltliche Erfolg als Glück betrachtet wird.

Wollen diese Männer, diese Frauen eine Familie? Sind sie sich nicht oft zur Laß, und Kinder warten auf den Tod der Eltern, um sie beerben zu können!

Ich sage nicht, daß der Mensch, den die Pflicht an die Stadt bindet, alles aufgeben soll. Er mag seine Pflicht sich zum Bewußtsein bringen, und aus dem Bewußtsein der Pflichterfüllung wird ihm vielleicht ein wenig Glück erwachsen. Unter den oben genannten Umständen des häßlichen Lebens können die Menschen sich nur dann das zu erreichen, was sie tatsächlich eine Stufe zum Glück betreiben. Jeder ringt und strebt, aber nach dem, was zum wahren Glück durchaus notwendig ist. Hat er eins erlangt, so kehnt es ihm wenig und er quält sich weiter, um immer mehr und mehr zu gewinnen. Man braucht stets mehr und mehr, und das bedrückt die arme Seele betarr, daß ihr schon keine Zeit übrig bleibt, sich um Erforschung der Wahrheit oder um Erkenntnis des Irrtums zu bemühen.

Wenn die Leute eine immer höhere Stufe erreichen, von der sie meinen, daß sie zum Glück führen kann, verlangen sie auch stets den Kreis der Menschen, mit denen sie in Verbindung treten können. Jede Klasse hat ihre besondere Gesellschaftstellung, während die freie Beziehung zu den mannigfaltigsten Menschen auch zu den notwendigsten Bedingungen des Glückes gehört.

Ich sage Ihnen, es ist notwendig, daß wir die Bande zwischen uns und der Natur nicht zerstoßen, daß wir eine liebvolle physische Arbeit, daß wir eine Familie, Gesundheit und einen friedlichen Verkehr mit allen Menschen dieser Welt haben.

Wie läßt ich das ausführen? fragen Sie. Der Befehl Christi folgt! Wie enthält eine tiefe Philosophie und zugleich einfache, klare, praktische Gedanken. Aber für einen Augenblick diese Gemeinlichkeit aufgeben und einen Seitenblick auf das Leben werfen wollen, der würde bald einsehen, daß alles, was wir zur gegenwärtigen Erhaltung unseres Lebens tun, verkehrte, mühsige Arbeit ist. Wir werden erkennen, daß wir es Armut nennen, nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande zu leben, nicht im Hause zu sitzen, sondern im Wald und Feld zu arbeiten, die Sonne, den Himmel zu sehen, einige Male täglich hungrig zu sein, um mit Appetit ein Stück Schwarzbrot mit Salz zu essen, einen gesunden Schlaf nicht auf weichen Kissen, sondern selbst auf einer harten Bank zu schlafen, Kinder zu haben und mit ihnen zusammen zu leben. Das alles ist nach der weltlichen Auffassung Armut oder Unglück — und doch ist es — das Glück, weil wir dann frei sein werden an Umgang mit allen und nichts tun werden, was wir nicht tun wollen.

Es ist der Mensch ein Tierleben. Es ist ihm gleich, wohin er geht. Dann kommen die Jahre, wo er zu empfinden beginnt, und wenn er dann denkt, die Wahrheit finden will, wird er keine trümmern Wege zum geraden Winkel brauchen und nicht zur Hoffnungslosigkeit hinübergehen.

Man muß sich mit dem Bewußtsein vertraut machen, daß die unumgängliche Bedingung des Glückes nicht der Mühsigang,

sondern die Arbeit ist, daß der Mensch arbeiten muß und daß das Feiern ihm schwer und langweilig wird.

Man muß überzeugt sein, daß der Arbeitende stets ernährt werden wird. Hauptächlich muß man sich zur Arbeit erziehen und auf dem für sich gebührenden Wege dem Nächsten das nützlichste, was man für sich selbst wünscht. Das allein führt schon zum Segen. Bei der gegenwärtigen Lebensweise werden noch viele, viele Tausende lange fragen: O Glück, wo bist du?

Die sterbende Stadt der Redenbader.

Von unferm Kriegsberichterstatter.

(Unberechtigter Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.)

Roelstede, im Herbst 1917.

Langsam sterben Städte im Kriege. Ypern, Arras, Reims, St. Quentin, Lens, niemand kann um ihnen sagen, ob sie schon tot sind oder ob noch so viel verborgene Kraft unter ihren von Granaten zerstückten Schuldhügeln verborgen liegt, daß sie sich eines Tages wieder zum alten Leben erheben werden. Solch eine sterbende Stadt, eine Stadt, die östlich schon tot ist und niemals mehr zu dem erheben wird, was sie Jahrhunderte lang gewesen ist, ist Roelstede. Seit Wochen sterben die Engländer mit ihren tiefen Langrohrgeschützen hinein. Sie haben melden die täglich, daß sie ein paar hundert Kilogramm Bomben auf die arme Stadt gemornt haben. Vielleicht ist sie jetzt schon so tot wie Ypern, die Heimat der Redenbader.

Ich muß ein treuheitsgemäßes Geständnis machen, dessen ich mich schäme, und dessen ich die große Mehrheit meiner Landesleute mit mir schämen müssen: es war im Anfang des Jahres 1915, als wir Kriegsberichterstatter des westlichen Kriegsschauplatzes das erste Mal nach Roelstede kamen. Vor der Hauptstraße stand das Denkmal eines schönen Jünglings, der von der hochgehenden rechten Hand eine Wunde aufgetragen ließ. „Albrecht Redenbader“ stand auf dem Sockel. Wir „Duzend“ Ausserordliche des deutschen Legations, standen davor und fasziniert den Namen nach. Einer meinte: „Aber das ist doch der Verfasser von „Bruges la morte“, das tolle Brügge, dieser nervösen und perverfen Geschichte von einem Haarstüpfhaken.“ Aber nein! „Bruges la morte“, die kamen wir ja alle, der Verfasser heißt nicht Albrecht, sondern Georges Redenbader. Dieser hier muß ein anderer sein. Damit das Hauswurfschloß einen Zweifel erzeuge, legte uns ein ansehender ostbayerischer Unteroffizier, den wir zum Ausgang fragten: „Da müssen Sie, über den Mann habe ich mit dem Kopf auch schon gesprochen. Ich denke mir, das muß jemand sein, der sich um die Brieftaubenzucht verdient gemacht hat. Vor dem Kriege hat nämlich hierzuwacht der Brieftaubenzucht kolossal geliebt.“ Aber der Vogel war keine Taube, sondern eine idyllisch-schwermüde Mäuse, das war sicher. Und Mäusen braucht in Westländern keiner zu dücheln.

Auf dem weiteren Wege kamen wir an einer Redenbaderstraße und lag an einem Steinmetz vorbei, welches „Zu Bräutigam Redenbader“ hieß. Jedoch der Baubeter schweigt, und das Müßig ist unklar.

Auf dem Rückwege sehen wir dann das Bildnis eines alten einäugigen Herrn in Biedermeiertracht, unter dem geschriebenen stand: Alexander Redenbader. Das konnte nicht derselbe Mann, vielleicht ein Vorfahr, sein. Der brave Stadtschreiber, den ich um Bescheid bat, antwortete mir, dies Bild habe nicht viel zu bedeuten. In Roelstede sei es ein altes Brautpaar, daß die Stadt jene Einwohner, der es bis zu hundert Jahren Lebensalter gebracht habe, machen und sein Bild im Stadthaus aufhängen läßt. Er vermies auf mehrere andere Gemälde, Gemäldereihen, vor uns ein ansehendes ostbayerisches Unteroffizier. Am Nachmittage traten wir dann hinaus an die Front, besuchten kommende Schützenbrigaden, sahen tote Engländer in Reihen in frisch gemauerten Schützengruben liegen, erlebten den Kummer der Verbondsposten in vorderen Linien, und keiner dachte mehr an das Jünglingsdenkmal vor der Kirche von Roelstede. Als ich dann spät am Abend nach der Stadt zurückkam, erfuhr ich, wer Albrecht Redenbader war.

Im Quartierhaken laukete auf ein Haus in der Südstraße, dessen Nummer ich mit einiger Mühe und Hilfe der Taschenrechner fand. Eine feine alte Aufwärtlerin öffnete mir und führte mich bei kochendem Regen durch eine altertümliche, mit sämtlichen Bauentwürfen und bunten, drohenden Loucheur Steinigungsgruppen ausgefüllte Straße über eine flarrende, feile Straße, nach einem Dachzimmer. Sie verstand kein Wort französisch, und mein flämisch war damals noch windig. Daher baure es eine Weile, bis ich, im stümpfen Sprachregenen über Fritz Reuter und Klaus Groth, verstand, was die schiffelnde Schaffnerin nach von mir wollte. Ob ich es nicht für anständig halte, mich dem Herrn des Hauses vorzustellen. Ich war mehr als müde, aber wenn dies in Roelstede um 11 Uhr nachts des Landes Brauch ist, meinestwegen. So natürlich, der alte Herr hat doch eignes aufgeschoben, um mich zu bewillkommen. Ich solle nur recht laut sprechen, denn er sei über neunzig Jahre alt und etwas schwermüde. So stieg ich denn hinunter und habe eine beschönigende Stunde erlebt, eine Stunde, die ich nicht noch einmal erleben möchte.

Da unten lag, in einem neigen altägyptischen Beinhütle nahe dem Kaminfeuer ein weidhoriger Greis mit blauen Augen, der mir beide Hände zum Willkomm entgegenstreckte. Bei den ersten Worten sagte er: „Ach, noch lebder, ihr Zweifler! Ich komme nicht flämisch, und wir Flamen sind von uns.“ Er sprach immer verhört worden, deutsch zu lernen. Darum müssen wir französisch sprechen. Aber welche Schande ist das, daß wir germanische Brüder eine romanische Sprache gebrauchen, um uns zu verständigen!

Von der Herzlichkeit des Empfanges ein wenig benommen, sah ich über dem Kamin daselbe Bild des alten einäugigen Herrn in Biedermeiertracht, das mir auf dem Rathaus aufgefunden war. „Ach, was darauf hat.“ „Da“, sagte der alte Herr nachsichtig, „den kennen Sie natürlich nicht, so gut, meinen, guten Großvater Alexander Redenbader.“ Man ihm später nicht getan. Nachdem er ein Auge verloren hatte, hat er sich für seine

Zeit um die Blindenfürsorge doch noch große Verdienste erworben. Aber natürlich, durch seinen Eigennutz, den religiösen Gesichtspunkt über den vöthlichst zu stellen, muß er mit schuldigen erdienen, die verhängnisvolle Zerrung Flämern von der Niederlande überredet zu haben, obwohl er daran keine Schuld hatte und ein Name von garem Segen war, auf den mein Onkel Albrecht sich stützte; wenn ich die „Lettes des aveugles“, die Blindenriefe, französisch erdienen sind, wie damals auch viele wissenschaftliche Bücher bei Jönen in Deutschland.

Nun natürlich, das habe ich mir immer gedacht, Großvater Alexander ist in Deutschland verfallen, trotzdem er zu seiner Zeit mit den medizinischen Größen der deutschen Universitäten Briefe gewechselt hat. Es sind die herrlichsten Namen darunter. Sie können morgen die Schriftstücke einsehen. Aber das ist vorbei. Alexander Redenbader braucht man in Deutschland nicht zu kennen. Desto besser kennt ihn Albrecht Redenbader, meinen Sohn, den großen, jungen flämischen Dichter.

„Ich habe ja gelobt und ichredet gelungen. Aber ich dachte mir, es sei leichter, am jüngsten Tage diese Dinge zu betätigen, als bei dem am Rande des Grabes stehenden Patriarchen zu stehen, heute normittig habe ein Deutscher Albrecht Redenbader für den Vorkämpfer der herrlichen Brieftaubenzucht gehalten. Und diese Dinge will ich auf meine letzte Stunde nehmen.“

Warum denn immer noch diese deutsche Bißne Albrechts „Gubrun“, das große Germanenzufuhrbuch, aufführen, das doch gerade in dieser Weltkrise so weite Wege weise? O Gott, schon wieder eine Lüge! Aber der mit silbernen Loden umwallte Greis lag so fest in der Betteschlinge und so anständig in seiner Familiensprache vor mir, daß ich nicht anders konnte. Vermutlich, weil die Einbürgerungsämtergerichte zu groß seien. „Ja, das habe Albrecht schon selber empfunden.“ Aber die Universitäten, besonders die niederländischen in Göttingen und Kiel, die gäben das epische Drama Albrechts doch nach. „Regelmäßig“, lag ich ätzend. Der alte Herr lächelte so selig. Hätte ich die Wahrheit gesagt, so wäre ich kein Lügner, aber vielleicht der Mörder eines glücklichen Greises gewesen. Damit mir aber keine Scham erpar: blieb, sagte mir der ehrwürdige Greis noch, er habe durch den Dringensmandanten gebürt, daß heute Vertreter der deutschen Presse nach Roelstede kämen, und da habe er gebeten, ihm einen der Herzen ins Quartier zu schicken. Und er ist glücklich, daß man ihm jemand geschickt habe, der seinen Sohn Albrecht Redenbader so hoch nennt, wie ich.

Wie heute deutsche Landesteute! Die Schande dieser Stunden voller Notlagen habe ich quodam für mich selbst getragen. Ich bin dann nach von der alten Schaffnerin in ein Zimmer geleitet worden, nicht in die Dachstube, sondern in einen Ecksaal, auf dem habe erfahren, daß der alte Herr gewinkt habe, ich solle da schlafen, im Bette Albrechts, weil ich ihn so hoch verehere. Es war ein dreier Altonen, auf dessen Wänden Albrecht, der als Maler ebenso begabt war wie als Dichter, Schmetterlingsflügel, Dampfkessel und kummende Hummen um Dieselbe aufgemalt hatte.

Als habe ich in dem Jünglings- und Sterbebette des jungflämischen Dichters geschlafen, schlief geschlafen, von einem bösen Geistesgenie gepeinig und bin früh am Morgen aus dem Hause entwandten.

Der alte Herr hatte mir gesagt: „Wie hätte sich Albrecht erfreut, wenn er seine lieben Deutschen in Roelstede hätte eingesehen können.“ Ein deutscher Hauptmann, den ich traf, sagte mir: „Albrecht Redenbader! Ja, der war ein wunderbarer Mensch. Wenn der am Leben wäre, dann wäre heute vielleicht ganz Flämisch deutsch.“ Um war ich neugierig. Ich ließ von Buchhandlung zu Buchhandlung um die Worte des Dichters gehen. Man verries mich an den Berleger, Herrn de Wecker, einen Augenblick Albrecht Redenbaders. Herr de Wecker war sehr gemessen. Erst ein glühender Parakeeter Albrechts, hatte er in diesen Tagen seine Erfahrungen gemacht. Er war als „Belgier“ behandelt worden. Wir Deutschen werden das ja nie lernen. Einquartierungen, Requisitionen, Metallaufnahme. Er war von der deutschen Stammesbehörde ernüchert. Wahrscheinlich wäre es Albrecht Redenbader ebenfalls gewesen, wie es 1870 im Flach die Fremde Unlands und Kerners waren. Aber Herr de Wecker verläufte mir die Bücher Albrecht Redenbaders.

Friedrich habe ich sie in irgendeiner Routine gelesen. Jetzt weiß ich, was die Mühe auf dem Redenbader-Denkmal von Roelstede lagern will. Sie ist der Baum vor, der Baum, das Sinnbild der flämischen Jugend, der Bauwerksformojugend, die ihre Erlösung aus weltlicher Gefahr von den erstarkenden Deutschland erwartete. Erworste, erwartet heute noch, o lieber Gott und Regensburger Reichstag! Damit dabei nicht ein Parteikrieg ein Derriment kommt!

Fern in der westflämischen Markt des Germanentums hat ein junger Student, der dann zum Manne gereift, vortagig verfaulen, sich einst in den flämscher Schreier, das hohe Bild des Deutschentums, des Selbstbewußtums angeknüpft. Deutsch war seine Leier wie die Wälder von der Bogenweide, und er war ein Landsmann des Reineke Vos, Germanische flämische Studenten in der von dem Bekhume bedrängten Westmar jubelnd ihnen zu. Heilig ist jedes Wort, das dieser Germanenjungling geschrieben hat, jedes Deutsch, jedem Etandinowen. Denn ihm war es gegeben, in die reinen Quellen unserer germanischen Stammesmas zu schauen; seinen Wacklerungen können Flamen, können Deutsche, können Dänen und Schweden mit gleicher Handhaft folgen. Und mir alle werden Albrecht Redenbader, den germanischen Flamen, mit gleicher Bezeichnung verehren. Und, der auf der weltlichstflämischen Hochschule Mechen die Bewegung für den höheren flämischen Unterricht des Flamenwesens entfestet hat, die bis heute noch mit allen Regierungsgemitteln des Königthums Belgien und den jährlich 200 000 Franken des Souverain francais nicht zurückzuführen war.

Seine Vaterstadt Roelstede stirbt vielleicht unter englischen Granaten. Sein Vaterhaus, wo ich schlief, ist ein Steinhaufen, die Bürgermeisterei mit ihren Kunstschätzen wurde viel heute, als ich hier durchkam, von einer englischen Granate getroffen. Sein alter Vater, dem ich nicht die Wahrheit sagen durfte, liegt seit einem Jahre auf dem vom englischen Granat zerwühlten Friedhof. Sein eigener Grabstein ist längst nicht mehr

und sein Viehes Geben starr aus einem aufgerissenen Grolat-
och.
Aber Albrecht Robenochs sämliches Rachelied erschlägt seine
Brannte der Entente. Jung-Gieorg, der Niederländer, singt
sei ihm:

„Meinen Vater will ich weiden
Mit Strömen von Weidenmilch.“

(Kb.) B. Scheuermann, Kriegsberichterstatter.

Kattenlöcher und Kaninchenhöhlen.

Ein wahres Märchen.

Es war einmal ein Marineminister, der hatte eine
große Flotte und einen noch viel größeren Mund.
Mit dem großen Mund posierte er in die Welt hinaus,
daß er mit seiner großen Flotte die feigen Deutschen aus
ihren Kattenlöchern hervorholen werde.

Es war einmal ein Premierminister, der hatte
große Kanonen und einen noch viel größeren Mund.

Mit dem großen Mund schrie er, zerkerte und schwur er,
daß er mit seinen großen Kanonen die feigen Deutschen in
ihren Kaninchenhöhlen alleamt zusammennehmen werde.

Es gab einmal einen Polizeipräsidenten, der
hatte keinen großen Mund, aber ein ganz großes Zintenfäß,
das war ihm von seinen Freunden, dem Marineminister, zum
Geburtstag geschenkt worden.

Das Zintenfäß war aber ganz aus Eisen und trug als
Deckel eine schöne Pangeruppe mit der Aufschrift: „Erinne-
rung an Antwoeren.“

In dieses Zintenfäß tauchte der Polizeipräsident eines
Tages furchtbar gefächigt mit einem silbernen Fächerhalter,
der aus der letzten silbernen Regel des Ministerpräsidenten
gemacht war.

Als er viele Bogen vollgeschrieben hatte, — denn die
Behörden haben immer noch viel Papier, — da war der
Polizeipräsident zufrieden, wie Gott Vater, am letzten
Schöpfungstage, und das ganze große Zintenfäß war leer.

Es war einmal eine große Stadt, in der wohnte
der Marineminister, der Premierminister und der Polizei-
präsident in herrlichen Palästen.

Von den Bürgern dieser Stadt — und es gab deren
außer dem Marineminister, dem Premierminister und dem
Polizeipräsidenten noch sehr, sehr viele — hatten nur wenige
so große schöne Häuser, beim es waren gewöhnliche Sterb-
liche und keine Geheimräte; viele Tausende hatten überhaupt
ein Obdach, nicht einmal einen Regenschirm. Dafür hatten
sie aber alle große Hüneraugen.

Es war nämlich immer sehr finstler in der großen Stadt;
bei Tage machten die Munitionsfabriken ungläublich viel
Rauch und Qualm, der alle Straßen füllte, und bei Nacht
tamen die Zepeline, da durfte kein Licht angezündet werden.
Die armen Leute mußten sich also täglich wenigstens
hundertmal gegenseitig auf die Hüse mit den Hüner-
augen treten.

Da begab es sich, es war an dem Tage, nachdem der
Herr Polizeipräsident so furchtlich fleißig gewesen war, daß
auf dem großen Marktplatz ein Meisenplatz aufgebaut
worden war, und sieben mächtige Scheinwerfer beleuchteten
die großen Buchstaben.

Eine dicke Menge Volkes hand davon und brängte sich
im Gemäßen, die neueste Weisheit des Herrn Polizeipräs-
identen zu lesen.

Die obersten Buchstaben waren die größten und sie bil-
deten die Überschrift:

„Verteide und Schlupfwinkel bei Luft-
angriffen“

und dann folgten zwölftausendfünfundzwanzig Para-
graphen, in denen gesagt war, wann, wie, wo, warum die
schlimmen Bürger der großmächtigen Stadt sich in die Ver-
teide und Schlupfwinkel zurückziehen sollten.

Während in die vielen Städte die hohen behördlichen
Verfügungen im strahlenden Lichte der Scheinwerfer in sich
aufnahmen, rums, rums, rums, da gab es einen fürchter-
lichen Krach, und noch einen, und wieder einen; es waren
nämlich deutsche Hiezer angekommen. — Die haben natür-
lich eine vornehmere Lebensart als die aufblasenen Luft-
schiffe, die nicht so hoch schweben und auch keine Fabrik-
nummer aus Götze aufweisen können; sie stützten daher
auf offiziellen Beweise, wie es sich gehört, bei Tage ab.

Als der Marineminister, der inzwischen Munitions-
minister geworden war, und der Premierminister die Bom-
ben niederließen und trachen hörten, wollten sie auch einen
sicheren Unterschlupf aufsuchen, die waren aber alle „besetzt“.

In ihrer Not liefen sie zum Polizeipräsidenten, der sich
unter sein großes Zintenfäß geflüchtet hatte, und baten ihn
um Anweisung eines

„Obdaches bei Luftangriffen“.

Der aber schrie aus seinem Zintenfäß seine Freunde
an, sie sollten ihn in Ruhe lassen, er habe seine Pflicht getan;
er müsse sich aber sehr wundern, daß der ehemalige Marine-
minister und der Premierminister noch in der Stadt seien!

Da die feigen Deutschen auf einmal in hellen Haufen an-
gekommen kämen, habe er geklaut, sie wären von einem ge-
wissen Churdsill und ehrenwerten Lobd George aus ihren
Katten- und Kaninchenhöhlen flüchtig vertrieben worden!
Und nun sage er, daß alles Schwindel sei.

Bunte Zeitung.

Wo lag das Paradies?

Die örtliche Bestimmung des Paradieses hat von jeher
die Gemüter der Menschen lebhaft beschäftigt. Seit Jahr-
hundertern vertiefte sich die Forschung in diese Frage; doch
gab sie statt einer Lösung stets nur Mutmaßungen, die sich
alle auf die Angaben im zweiten Kapitel des ersten Buches
Mose stützen. Danach würde Eden durch einen Strom be-
wässert, der sich in zwei Flüsse, Pison und Gihon, teilte,
zu dem noch die Flüsse Euphrat und Tigris traten, Namen,
von denen nur der letzte bis heute sich erhalten hat. Der
Schweizer Boissier hat nun neuerdings in der Zeitschrift

der Genfer Geographischen Gesellschaft die verschiedenen
Hypothesen der Forscher von fast drei Jahrhunderten einer
Untersuchung unterzogen. Den Anfang macht der Reformator
Calvin, der in einem 1554 verfaßten Kommentar
über die Lage des Paradieses in dem Fluße Pison den
Baltisgrids, die östliche Mündung des Stromes in den
Persischen Meerbusen, zu sehen vermeint. Nächstfolgte
sich Bischof Huet von Arras, der im Jahre 1691 über die
Lage des Paradieses schrieb. Boissier geht dann auf
Friedrich Delitzsch über, der die Frage der Verortung des
Paradieses bestänzlich auf Grund der alten Weltkarten
zu lösen sucht. Danach wäre der Pison der große Kanal
von Palatona, der sich oberhalb Babylon in den Euphrat
ergießt. Nach Delitzsch würde man den Gihon eben an
der schmalsten Stelle zwischen Euphrat und Tigris, also
in der Nähe des heutigen Bagdad suchen müssen. Zu ganz
anderen Schlüssen kam der französische Orientalist Halévy,
der den Pison auf das Arabische Meer, das bis-
herische Arabische Meer, bezog, nach der er auch den Pisonfluß verlegte. Der deutsche Orientalist
Milde endlich wollte in dem Gihonfluß gar den Nil und
im Pison den Indus oder Ganges sehen, ein Widerspruch,
der ihn zu der Erklärung veranlaßte, daß die ganze Suche
nach dem Paradies wohl überhaupt aussichtslos sei. Vor
etwa zwanzig Jahren nahm Paul Haupt, als er sich im
Weidengebiet des Gihon und Tigris aufhielt, für die
Mündung anderer in den Tigris genannten Ströme die aus dem
heutigen Persien kommenden Flüsse Kercha und Karun in
Anspruch. Der englische Ingenieur Billor schickte die Reihe
der Forscher, die sich den Kopf über die Lage des Paradieses
zerbrochen haben. Nach dem Vorhabe der Bewässerungs-
anlagen, die er in Ägypten geschaffen hat, möchte er gern
durch großartige Bewässerungsanlagen auch den Garten Eden
wieder herstellen, der nach seinen Untersuchungen in Ägypten
zu suchen ist. Der Name Eden findet sich übrigens noch
an zwei anderen Stellen der Bibel. Hier ist indessen mit
Eden nicht das Paradies gemeint, sondern es ist, nach De-
litzsch, der Name eines reichen Königreiches an beiden Ufern
des Euphrat.

Winde für Theaterbesucher.

Generalintendant Geheimrat Dr. Carl Zeiß veröffent-
licht in dem demnächst bei Max Koebe (Frankfurt) erschei-
nenden „Theater-Almanach“ der städtischen Bühnen in
Frankfurt folgende beherzigenswerte Regeln für Theater-
besucher:

Komme pünktlich zur Vorstellung. Der zu spät Kom-
mende ist ein „öffentliches Vergessen“.

Verlasse den Zuschauerraum erst, wenn der letzte Ton
oder das letzte Wort verklungen ist. Der Gedante an Mäntel
und Regenschirme in der Garderobe tötet das Finale.

Störe deinen Nachbarn nicht während des Spiels durch
Papiergeknatter, Rascheln, Lufscheln und halblaute Kommen-
tare zum Theaterzettler. Der Nachbar könnte dich auf
ästhetischen Schadenersatz verklagen.

Wenn du einen starken Bronchialkatarrh hast, bleibe lieber
zu Hause. Nicht nur „Pönten“ können dem Schauspieler
weggehustet werden, es sind auch ganze Akte durch Husten-
lontere über den Haufen geworfen worden.

Habe den Mut der eigenen Meinung und lasse dich nicht
betren durch die ästhetisch angehauchte Nachbarin, die mit
unverstandenen Schlagworten um sich wirft. Weibe fest
gegenüber der Stimmungsmache von Klüngel und Clique,
die persönliche Eitelkeit fördert und nicht die Sache der
Kunst.

Wenn du ein neuartiges Werk hörst, vergiß den „Mus-
ikalischen Leitfaden“ oder „Die Dramaturgie der Klassiker“
und „Die Technik des Dramas“. Laß alle Schulweisheit zu
Hause. Wenn du durch ein Stimmungsbild oder durch eine
feilsche Auseinandersetzung innerlich berührt oder gefesselt
wirst, so rufe nicht nach „Handlung“ oder nach einer „Haupt-
und Staatsaktion“.

Auch wenn du in die Jahre kommst, bewahre dir jugend-
liche Empfangfähigkeit. Die Jugend will nicht vom Alter ab-
geurteilt sein. Jede Generation hat ihre eigenen Anschau-
ungen, Ideale und — Rechte.

Urteile nicht vorschnell über Wert und Vorstellung. Ver-
gib nicht, daß der Lebensweg des Dichters und Konschöpfers
meist ein Leidensweg ist. Vergib auch nicht, daß jede Auf-
führung das Endergebnis einer langen, mühevollen Arbeit
darstellt.

Ein originelles Inserat.

Ein englisches Fachblatt der Schuh- und Lederbranche,
der „Shoe and Leather Record“, enthält kürzlich folgende
originelle Anzeige:

Ueberrernsch,

ganz gleich welchen Alters und Geschlechts, findet sofort
Stellung in unserem Betrieb, wenn er insafnde ist, die Ver-
ordnungen der Regierung nicht nur zu lesen, sondern auch zu
verstehen, was bisher niemandem gelungen ist, und wenn er
mit mikroskopischer Genauigkeit sowohl die vergangene wie auch
die gegenwärtige und zukünftige Produktion in jedem ge-
gebenen Augenblick postwendend ausrechnen kann, wie dies
zur Erzielung der von hohen und höchsten Strafandrohungen
freundlichkeit begleiteten An-, Mül- und Widerfragen der Re-
gierung notwendig ist. Bewerber müssen die Gebuld Hiobs
und die Unfehlbarkeit des Papstes besitzen, abgesehen von
gewissen magischen Fähigkeiten, die dazu gehören, alles, was
in unseren ausgedehnten Fabrik- und Lagerräumen vorgeht,
zu übersehen, einschließlich dessen, was in unseren auswärtigen
Filialen geschieht, denn auch das verlangt die gestrenge
Regierung. Unbedingt erforderlich ist große physische Aus-
dauer und Leistungsfähigkeit sowie eingehende Kenntnis der
Kriegsverordnungen, des Strafgesetzbuches und der ein-
schlägigen Judikatur. Arbeitszeit 24 Stunden täglich, ge-
spen und geschloffen kann erst nach Friedensschluß werden.

P. S. Wir bitten unsere Kunden um Entschuldigun, wenn
Aufträge unausgeführt und Briefe unerledigt bleiben, aber
solange wir nicht den Uebermenschen gefunden haben, den
wir suchen, können wir leider daran nichts ändern, da das,
was die Regierung von uns verlangt, die Kräfte schwacher
Sterblicher weit übersteigt.

Ob der Herr Staatsanwalt die fernmentliche Juris-
haltung aufbringen und seinen Prozeß antreiben wird?
Man bedenke: die hohe englische Regierung wird gefrazogelt!

Von der Bühne ins Kloster.

Fräulein Coe Analliere, das bestbezte Mitglied des Pariser
Theaters de la Renaissance, die besonders in den Stücken von
Gauts und Dornag Tramppe leierte, hat ihren unabweislichen
Entschluß kundgegeben, Nonne zu werden und in den Orden der
Karmeliterinnen einzutreten. Die Wahl des Ordens wurde
noch durch die Erinnerung an ihre Namensschwester bestimmt,
von der die Schauspielerin ihren Theaternamen entlehnt hat:
Pauline de Analliere, die Geliebte Ludwigs XIV., die den Ge-
wissensbissen über das von der Kirche nicht gebührende Verhältnis
zum König geneigt, in das Kloster der Karmeliterinnen ein-
trat. „Sie tragen mich nach den Gründen, die mich zu dem
Schritt bestimmten“, sagte die Pariser Schauspielerin zu einem
Zusproger. „Ja, Bedenke, ich habe keinen anderen Grund als
den meines Willens. Königt schon leinbe ich mich im Zu-
morden. Du, wenn sie eine Abnung hätten, wie töstlich es ist,
zu glauben.“ — Fräulein Analliere hat den vielbesprochenen
Entschluß während der Sommerferien geätzt, die sie im Hause
eines Patrons verlebte. Stepieter wollen allerdings in der
ganzigen Geschichte nur ein geschicktes Reflektamenten sehen,
das auf eine demnächst zu freierende Rolle der der ehrgeizigen
Schauspielerin vorbereiten soll.

Soldatengrab.

In den „Lieberrn vom Bege“ von Oskar P. Hilch,
die im Angenruher-Verlag (Wien und Leipzig) erschienen
sind, findet sich das folgende schöne Gedicht:

Bruder, der Tag war heiß —
Küßt ist das Grab der Nacht.
Wie kommt's, daß keiner lacht,
Keiner vom andern weicht?

Zwei Feinde, haßesblind,
Jagen wir aus.
Nun schüßt vom Kugelwind
Uns ein Haus.

Ob unsern Häuptern blüht
Die Arbeit der Abendstern;
Den hast doch du und ich
Sicherlich gern.

Morgens auf unserm Grab
Liegt frischer Tau;
Nicht wahr — da denkst auch du
An Kind und Frau...?

Mittags, wenn alles schweigt
Unterm Gezelt,
Nicht wahr — da segnest du
Still deine Welt?

Abends, wenn's dümmrig wird,
Fiebert das Herz im Sand...
Bruder, ich bitte dich:
Gib mir die Hand!

Preis-Rätsel.



Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 45:

Auflösung des Problems: „Der Apotheker“.
Man beginnt unten mit dem Wäseln und liest abwechselnd unten und
oben in Buchstabenpaar:
„Der Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beste Werkzeug halten.“

Richtige Lösungen sandten rechtzeitig ein:
Dr. Erdmuth Kallisch, Dr. Anna Otto (Dölan), Suso Lieb
(Arten), Dr. Elio Schöter, Kurt Wopel, J. Martin, Ana
Danz, Ana Gade, A. Zimmer, Nicolette Bräse, Gertraud Ben-
jamin, L. Meusel, Alta Badmann, Eiriche Weber, Helmut
Friedrich, Hans Peter, Oskar Peter, Gertraud Bojer, Herta Rabbe,
Arthur Stollberg, Helmut Bohmeyer, Charlotte Weist, Dr. Krause
(Uchtrinne), Margarete Krause (Seigebelen), Alma Kerlben
(Oberbüdingen), Gertraud Krausmann, Maria Willibrod, Paul
Müller, Dr. Ecker (Schiffsbil), Gustav Brande, Erich We-
mann, Fritz und Kurt Linde, Marie Müller, Günter Schab, Käthe
Breitner, Wilhelm Marzhausen, Oskar Banner, Otto Banner,
Karl Brandt, Hans Stübe, H. Seime, Kurt Hartwig, Doris
Schwarz, Dr. Witte, Martin Wader, Dennis Keller, Dr. Eke
Keller, Hans Hermann Frenkel, Dr. E. Flab, Oskar Stegmann
(Salzungen), Max Domerit, Anna Berger, Wolfgang Beyer,
Georg Beyer.

Preis erhielt Dr. Erdmuth Kallisch, und zwar:
Gertraud, Seisenleben.